

ZEITGEIST

Volksfeinde

Kulturexporte in die USA geraten zurzeit in weltpolitische Zusammenhänge. Die Berliner Schaubühne und der Schriftsteller Ilija Trojanow erlebten das in New York. *Von Alexander Osang*

An einem sonnigen, kalten Novembormorgen steht Ilija Trojanow mit einer Zigarette in der Hand unter einem Bagerüst vor dem Restaurant Balthazar in Soho. Zu Hause raucht er nicht, beim Schreiben raucht er nicht, aber jetzt raucht er. In New York ist Rauchen in der Öffentlichkeit beinahe ein Statement. Eine Schachtel Zigaretten kostet 13 Dollar, und man darf nicht mal unter freiem Himmel überall rauchen. Die Raucher stehen oft ganz am Rand des Bürgersteigs, ein Fuß auf der Fahrbahn, fast schon tot. Manchmal möchte man allein aus diesem Grund wieder anfangen. „Wollen Sie die Zigarette fürs Foto weglegen?“, fragt der Fotograf.

„Auf keinen Fall“, sagt Trojanow.

Ilija Trojanow ist vor ein paar Wochen die Einreise in die USA verweigert worden. Er wollte zu einem Germanistenkongress nach Denver fliegen, aber sie ließen ihn nicht ins Flugzeug. Er weiß bis heute nicht, warum. Die amerikanische Botschaft in Berlin hat ihm gesagt, es sei ein Eingriff in die Intimsphäre, wenn sie ihm Auskunft über seine Ablehnung erteilen würde. Das ist natürlich ironisch und auch ein bisschen dialektisch, sagt Trojanow.

Bereits im Vorjahr hatte es Schwierigkeiten gegeben, als Trojanow eine Gastprofessur in St. Louis antreten wollte. Diesmal sorgte der Fall für Wirbel, weil er in die Zeit der NSA-Enthüllungen fiel. Trojanow warnt seit Jahren vor den Auswirkungen der allumfassenden Überwachung im digitalen Zeitalter. Gemeinsam mit der Schriftstellerin Juli Zeh hat er die Kampfschrift „Angriff auf die Freiheit“ verfasst, die den staatlichen Sicherheitswahn beschreibt. Er war einer der Erstunterzeichner eines offenen Briefes an Bundeskanzlerin Angela Merkel, in dem die Regierung aufgefordert wurde, den Abhörskandal aufzuklären.

Nachdem ihm die Einreise nach Denver verweigert worden war, beantragte Trojanow im Oktober ein Einjahresvisum für die USA, auch um am New Yorker Festival für neue europäische Literatur teilnehmen zu können. Kurz nachdem er den Antrag abgegeben hatte, kam heraus, dass Angela Merkels Handy abgehört worden war. Mit der Post erreichte Trojanow überraschenderweise ein Zehnjahresvisum. Vielleicht wollten die Ame-

rikaner die Beziehungen zu Deutschland nicht noch mehr komplizieren. Vielleicht war es auch nur ein Zufall.

Trojanows Fragen sind grundsätzlicher. Geheimdienste wie die NSA entwickeln sich zu einem Staat im Staat, sagt er, sie sind Monster, gefräßig, teuer, riesige Beschäftigungskomplexe. Sie sammeln Informationen, weil es technologisch möglich ist, und speichern sie, bis sie sie brauchen. Das will Trojanow verhindern.

Er findet es erschreckend, wenn ihm Freunde sagen: Du bist aber mutig.

Er glaubt, es sei seine Aufgabe als Autor, diese drängenden Fragen zu stellen. Auch deshalb ist er in den USA. In der Höhle des Löwen gewissermaßen.

Der Immigrationsbeamte wollte wissen, was er beruflich mache.

Ich bin Autor, sagte Trojanow.

Und was schreiben Sie so?, fragte der Mann.

Die Wahrheit, sagte Trojanow.

Und wie lange machen Sie das schon? Mein Leben lang.



Autor Trojanow in New York

Trojanow strahlt, als er das wiederholt. Seine Familie floh einst aus Bulgarien, sein Onkel saß dort jahrelang in politischer Haft, er will jetzt nicht nachlassen.

Am ersten Abend sitzt Trojanow im New Yorker Goethe-Institut und beschreibt mit ruhigen Worten das Schreckensszenario des Überwachungsstaates. Jede Generation müsse sich ihre Freiheit neu erkämpfen, sagt er. Er erzählt, wie die Wohnung, in der er Ende der sechziger Jahre als Kleinkind lebte, von etwa 20 bulgarischen Staatssicherheitsleuten verwandt worden sei. Es sei wie eine militärische Großaktion gewesen. Edward Snowden habe bewiesen, dass man heute den gleichen Effekt mit wenigen Mausklicks erzielen könnte.

Es sei seltsam, wie routiniert selbst seine amerikanischen Gastgeber aus der Literaturszene mit dem NSA-Skandal umgehen würden, sagt Trojanow. An seinem zweiten New Yorker Abend wird der Journalist Glenn Greenwald, der den NSA-Skandal für den „Guardian“ aufdeckte und der in Brasilien lebt, per Skype in eine Konferenz geschaltet. Die Veranstalter freuen sich, dass sie ihn zeigen können. Dabei sei doch der eigentliche Skandal, dass ein kritischer US-Journalist nicht mehr in seine Heimat einreisen dürfe, sagt Trojanow.

Andererseits möchte er nicht als guter Botschafter eines vorbildlichen Deutschlands missbraucht werden.

Auf der Veranstaltung des Goethe-Instituts sagt er, dass die deutschen Behörden wenig hilfreich gewesen seien, als man ihn nicht in die USA gelassen habe. Er beschwert sich darüber, dass Angela Merkel auf den offenen Brief nie reagiert habe, und erzählt, dass in den Koalitionsverhandlungen in Berlin gerade darüber beraten werde, den deutschen Geheimdienst nach amerikanischem Vorbild auszubauen. In der ersten Reihe erstarren der Generalkonsul und der Uno-Botschafter der Bundesrepublik zu Stein.

Sie sitzen hier für ein Deutschland, das es sich in seiner Erregung über die NSAMachenschaften gemächlich gemacht hat. Mitunter wirkt es, als freuten sich die Deutschen, dass sie auch mal Opfer sind. Edward Snowden leuchtet von den Titelseiten der Magazine wie Che Guevara, Barack Obama wird jeden Tag grauer, er ist, je nach Kommentator, einsam oder kalt oder ignorant, oft auch alles zusammen.

In den USA aber ist Edward Snowden weit weniger populär, selbst liberale, regierungskritische Menschen, die sonst George W. Bush verachten, Obama kritisch sehen, die Fahrrad fahren, im Food Co-op arbeiten und ihre Urlaube in Europa verbringen, trauen ihm nicht. Die Gespräche über Snowden erinnern an jene, die man vor ein paar Jahren mit ihnen über Lance Armstrong führte. Sie

DIRK EUSTERROCK / DER SPIEGEL



JULIETA CERVANTES

Szene aus Ostermeier-Inszenierung „Ein Volksfeind“: Vergiftetes Wasser in Brooklyn

glaubten nicht, dass ihr Mann dopte, sie glaubten eher, dass die Europäer sauer waren, weil er pausenlos ihr wichtigstes Radrennen gewann.

Wer in diesen Tagen als deutscher Künstler in Amerika auftritt, muss weiter um die Welt reisen als je zuvor.

Als Thomas Ostermeier Anfang November zur Brooklyn Academy of Music reiste, sagte ihm der Theaterdirektor, dass ein Großteil der Amerikaner Snowden für einen Vaterlandsverräter hält.

Die Schaubühne brachte Ostermeiers Inszenierung des Ibsen-Stücks „Ein Volksfeind“ nach New York. Es ist die Geschichte des Kurarztes Dr. Stockmann, der entdeckt, dass das Heilwasser seiner Bäderstadt vergiftet ist. Er wendet sich an die Lokalzeitung, er attackiert die örtlichen Politiker und schließlich die ganze Gesellschaft. Als sie das Gastspiel planten, gab es noch keine Snowden-Affäre, sagt Ostermeier. Er habe seine Inszenierung zunächst als Reflex auf die Occupy-Bewegung verstanden, die aus ihrem Zeltlager das internationale Finanzkapital zur Strecke bringen wollte. Es sollte ein Stück über das naive und halbherzige politische Engagement sein, das er in seiner Generation spürt, bei sich, bei seinen Freunden. Ein Stück über die Grenzen politischer Veränderungsmöglichkeiten.

Aber wer in Brooklyn im Theater sitzt, sieht natürlich eine Metapher auf Edward Snowden, den Mann, der der Welt die Maske vom Gesicht reißen will. Kurz vor Schluss, unmittelbar nachdem Dr. Stockmann seine Weltanklage herausgeschleudert hat, der globale Schwanengesang aus der Kleinstadt verstummt ist, treten die Schauspieler, immer noch in ihren Rollen, in einen Dialog mit dem Publikum.

Wer stimmt Stockmann zu?, fragen sie.

Und dann passiert etwas Interessantes: Die Mehrzahl der New Yorker Zuschauer hebt den Arm.

Jemand sagt: Bringt einfach das Bad in Ordnung und jagt die Politiker davon, die dafür verantwortlich sind. Jemand anderes sagt: In den USA wäre das nicht möglich, der Bäderbetreiber hätte sofort ein Dutzend Anwälte am Hals. Eine Frau sagt, dass sie keine Kraft mehr habe zu kämpfen, der Alltag fresse sie auf. Ein Mann schlägt eine Revolution vor. Ein schlanker, grauhaariger Herr mit feingeschnittenem Gesicht, der ein wenig an Jeremy Irons erinnert, sagt: „Eine Revolution wäre jetzt nicht schlecht.“ Die Frau neben ihm sieht ihn verliebt an.

Es ist ein wunderbares Erlebnis. Die Schaubühne zündet Brooklyn an, Charles Isherwood, Kritiker der „New York Times“, aber schreibt, der „Volksfeind“ mag ein Spaß für Leute sein, die sich auch an chaotischen Versammlungen linksalternativer Aktivistengruppierungen erfreuen. Er bevorzugte es, seine politischen Ansichten bei Wahlen auszudrücken, nicht im Theater. Womöglich will sich Isherwood nicht von den verdammten Deutschen erklären lassen, wo der Hammer hängt.

Die Produktion wird auf der ganzen Welt als Kommentar verstanden. In Buenos Aires saß ein Politiker im Publikum, der Argentinien mit in die Krise ritt, in Frankreich wurde die Inszenierung als Reaktion auf einen Pharma-Skandal interpretiert, in Griechenland waren es die europäischen Schulden, und in den USA ist es ein Kommentar zur NSA. Im nächsten Februar geht die Schaubühne mit dem „Volksfeind“ vielleicht nach Teheran. Aber die Iraner wollen, dass Stockmanns Frau ein Kopftuch trägt. Ostermeier emp-

findet es oft als ein Malheur, ausgerechnet mit einer deutschen Theatergruppe um die Welt zu ziehen. Das kann, so sieht er es, manchmal ziemlich vermessen wirken.

Ilija Trojanow kennt diese Skrupel nicht. Er ist in Bulgarien geboren, in Nairobi auf die deutsche Schule gegangen, er hat in Südafrika und in Mumbai gelebt, wohnt jetzt in Wien. Vielleicht hat es damit zu tun. Er ruft: Wer, wenn nicht wir? Er sagt, dass die Leiden des letzten Jahrhunderts vergeblich gewesen seien, wenn nicht mal das Volk, das Gestapo und Staatssicherheit erlebte, seine Lehren daraus ziehen dürfe.

Als Ilija Trojanow an seinem ersten New Yorker Abend gerade die Bühne verlassen wollte, sprang der deutsche Unobotschafter auf und versuchte, noch ein paar Dinge geradezurücken.

Er sagte, dass er eigentlich mit einer Lesung gerechnet habe. Er sagte, er sei ein Bewunderer des Autors. Er lobte die notwendige Diskussion, die in Gang gekommen sei. Aber er müsse auch Einschränkungen machen. Er redete von „lebhaften Kontakten“ zwischen amerikanischen und deutschen Politikern und Diplomaten nach der Trojanow-Affäre und dem Merkel-Handy-Skandal. Er erinnerte an die Resolution, die er Anfang November in die Generalversammlung eingebracht habe. Eine deutsch-brasilianische Initiative, die sich gegen die Ausspähung wende. Der Botschafter ruderte mit den Armen, federnte in den Knien. Im Hintergrund wurden bereits die Weinflaschen entkorkt.

Trojanow lehnte sich zurück und sah schmallippig zu, wie sich der Beamte abstrampelte. Sie wirkten wie Figuren aus dem „Volksfeind“. Zwei Deutsche, die in einer New Yorker Novembernacht in ein großes, historisches Drama geraten waren. ♦